FR. CHR. SCHLOSSER, DER GESCHICHTSCHREIBER

Georg Ludwig Kriegk



Ich habe in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 29. Februar 1872 aus meinem Briefwechsel dasjenige mitgetheilt, was mir Gervinus im 22. Lebensjahre über seine Jugendzeit geschrieben hatte. Diese Mittheilung hat solchen Beifall gefunden, daß ich dadurch, sowie in Folge directer Aufforderungen mich bewogen finde, auch in Betreff des noch weit größeren Historikers Schlosser ähnliche und, wie man sehen wird, noch werthvollere Mittheilungen zu machen, sowohl aus den Hunderten von Briefen, welche Schlosser an mich geschrieben hat, als auch aus dem persönlichen Verkehr, welchen ich von 1823 an bis zu seinem Tode mit ihm unterhalten hatte. Dies zu thun fühle ich mich sogar verpflichtet, weil das Mitzutheilende wichtige Aufschlüsse über Schlosser's Wesen und Charakter enthält, und zwar großentheils Briefen entnommen, in welchen Schlosser sich gegenüber einem Schüler, Mitarbeiter und Freunde ohne irgend eine Rücksichtnahme offen ausgesprochen hat. Dazu kommt noch, daß sich in diesen Briefen manches auch für unsere Tage werthvolle Wort findet. Endlich aber sind auch nicht wenige Nachrichten über Schlosser's Verhältniß zu seiner Zeit untergegangen, weil er selbst vor seinem Tode und, einem ihm gegebenen Versprechen gemäß, seine Gattin nach demselben alle vorhandenen Briefe (sogar die an diese geschriebenen) vernichtet haben. Das Letztere geschah, weil Schlosser die mit des Dichters Gleim Tode anfangenden und nachher immer häufiger gewordenen Veröffentlichungen von Briefen literarisch bedeutender Männer misbilligte. Diese Misbilligung hatte er mir einst durch die Erklärung motivirt, daß nicht nur die gebildete Welt durch die vielen Schriften über die persönlichen Verhältnisse

der Schriftsteller zu sehr vom Lesen und reinen Genusse ihrer Werke selbst abgelenkt werde, sondern daß auch, in Folge jener Publikationen, solche Briefe immer weniger brauchbare Grundlagen der Beurtheilung würden, weil jetzt mancher bedeutende Mann beim Schreiben von Briefen an die Wahrscheinlichkeit von deren Veröffentlichung denke, und deshalb nicht mehr unbefangen und offen schreibe. Gerade auf Schlosser findet freilich das Letztere keine Anwendung; denn bei seiner unbedingten Ehrlichkeit und rücksichtslosen Wahrheitsliebe hat er, wie jeder seiner Freunde bekunden wird, beim Schreiben nie an etwas Anderes als an die Sache selbst gedacht. Ja, auch die Schwierigkeit des Verständnisses seiner Schriften für nicht gelehrt Gebildete hängt ebenso, wie die seiner akademischen Vorträge, mit dieser Eigenthümlichkeit seines Wesens zusammen; weil er nämlich stets den Gegenstand allein ins Auge faßte, so versetzte er sich beim Schreiben und Sprechen niemals auf den Standpunkt des Lesers und Zuhörers, oder mit anderen Worten, er besaß niemals das, was man Methode nennt.

Daß übrigens Schlosser — um zunächst bei dieser Seite seines Wesens stehen zu bleiben — auch auf eine für Jedermann klare, ja künstlerisch schöne Weise hätte schreiben können, versteht sich bei einem durch das klassische Alterthum, sowie durch die Werke der größten Dichter des Mittelalters und der neueren Zeit gebildeten geistreichen Manne von selbst. Er hat dies aber auch durch eine fast nicht mehr bekannte kleine Schrift factisch bewiesen. Diese Schrift ist die von ihm 1826 verfaßte Grabrede für den Dichter Johann Heinrich Voß, welche in Paulus' Lebens- und Todeskunden von J. H. Voß (Heidelberg 1826) abgedruckt ist. Sie ist nicht blos durch Klarheit des Ausdruckes und Schönheit der Darstellung ausgezeichnet, sondern man kann sie sogar geradezu ein rhetorisches Werk nennen. Als ich nach der Veröffentlichung dieser Rede meine Verwunderung über deren schöne Form äußerte, antwortete Schlosser: „O ich könnte, wenn ich wollte, meine Schriften auch, wie man es nennt, schön abfassen und darin mit Anderen

wetteifern; ich hätte hierzu nicht einmal nöthig, es wie Johannes von Müller zu machen, welcher irgendwo in seinen Schriften sagt, er habe in seiner Geschichte der Eidgenossenschaft keinen Satz niedergeschrieben, ohne zweimal im Zimmer auf- und abzugehen, um zu überlegen, wie er denselben schöner ausdrücken könne." —

Eine Biographie Schlosser's in Verbindung mit kritischen Bemerkungen über seine Werke zu liefern, ist nicht meine Absicht. Dies haben Gervinus, Weber und Andere bereits gethan. Schlosser selbst hatte sich Häusser zu seinem Biographen ausersehen gehabt, und dieser hatte auch die Absicht, eine Biographie Schlosser's zu schreiben; sein früher Tod verhinderte aber die Ausführung derselben. Uebrigens ist auch eine neue Biographie Schlosser's nach jenen anderen kaum mehr nöthig. Dagegen will ich dasjenige, was die Letzteren unterlassen haben, thun, nämlich Schlosser's Wesen und Bedeutung vermittelst seiner eigenen Worte klar machen und dabei nur gelegentlich einiges Andere hinzufügen. Diese eigenen Worte Schlosser's, welche er im Laufe mehrerer Jahrzehnte mündlich und schriftlich gesprochen hat, werden den Leser seiner Werke besser über ihn belehren, als alle Schilderungen und Beurtheilungen seines Wesens und seiner Schriften.

Indem ich nun meine Mittheilungen beginne, schwebt mir die außerordentliche Bedeutung vor Augen, welche Schlosser nicht blos für die Wissenschaft, sondern auch für die Nation als solche, sowie außerdem insbesondere für Tausende von noch Lebenden gehabt hat, die als junge Leute seine Schüler gewesen waren. Unter den Letzteren gibt es Hunderte, die sich seines persönlichen Umganges erfreuten, und welche diesem Glücke die Richtung ihres wissenschaftlichen Lebens, sowie ein veredeltes Dasein verdanken. Was seine Bedeutung für die Nation betrifft, so besteht sie nicht blos in dem unmerklichen mittelbaren Einfluß, welchen jeder bedeutende Historiker durch seine Schriften ausübt, sondern Schlosser hat auch seit der Erscheinung der zweiten Auflage seines 18. Jahrhunderts durch dieses Werk einen directen großen Einfluß auf die öffentliche

Meinung Deutschland's gehabt. Dieser Einfluß zeigte sich mit dem Beginn der 1840er Jahre auf recht sichtbare Weise. Ich will beispielsweise nur anführen, daß Schlosser seit 1845 in seinen Vorlesungen bis zu dreihundert Zuhörer hatte, daß die 1848 erschienene dritte Auflage seines 18. Jahrhunderts, ungeachtet des hohen Preises dieses achtbändigen Werkes, schon 1853 vergriffen war, und daß, als 1844 die von mir bearbeitete Weltgeschichte für das deutsche Volk angekündigt wurde, sich sogleich viele Tausende von Abnehmern fanden. Sehr wahr sagt in Betreff des letzteren Umstandes eine der unzähligen Recensionen über dieses Werk: „Nicht dem Gelehrten Schlosser kam damals die Nation entgegen, sondern dem Patrioten; nicht unterrichtet wollte sie werden, sondern moralisch gehoben und gekräftigt; nicht an ihre Vergangenheit dachte sie, sondern an ihre Zukunft." Die Nation erkannte in den Schriften dieses Mannes den reinsten Wiederschein der besten Seiten ihres eigenen Wesens: den gesunden Menschenverstand, der mit Sicherheit über menschliche Dinge urtheilte, die Biederkeit und Ehrlichkeit, welche kein anderes Wort als das der Ueberzeugung sprach, ein Rechtsgefühl, das sich weder durch Spitzfindigkeiten, noch durch Ruhm und äußeren Vortheil bestechen und täuschen ließ, ein tiefes religiöses Gefühl und einen strengen sittlichen Ernst. Ja, sogar die alte deutsche Derbheit trat in diesen Schriften an den Tag.

Ueber Schlosser's wissenschaftliche Bedeutung und über den Charakter seiner Geschichtschreibung zu reden, hieße Eulen nach Athen tragen. Nur Eine Seite scheint mir von allen seinen Beurtheilern nicht genügend in Anschlag gebracht worden zu sein: es ist sein religiöses Wesen und Leben. Schlosser war von Anfang an eine contemplative Natur und zur Mystik hingeneigt, er ist dies bis ans Ende seiner Tage geblieben, und es war nichts verkehrter, als daß Manche, wie schon Görres gethan hat, ihn zu den Rationalisten rechneten. Er war freilich als wissenschaftlicher und die Wahrheit liebender Mann weder jemals ein unbedingt

Gläubiger, noch verwechselte er die Formen und Dogmen des Christenthums mit dessen Kern und Wesen, noch auch versagte er um eines gefährdeten Dogma's willen jemals dem wissenschaftlichen Fortschritte seine volle Berechtigung. Allein er erkannte, gleich allen wahren Philosophen (selbst dem verschrieenen Spinoza), daß — um mich möglichst populär auszudrücken — das Dasein eines Höheren oder Göttlichen, die Unvergänglichkeit des menschlichen Geistes und die höhere Bestimmung der Menschheit unumstößliche Wahrheiten sind, welche jedoch ihrem Grund und Wesen nach nicht zu erfassen sind, von denen es deshalb vielerlei Vorstellungen und Dogmen gibt, und welche nur in Betreff dieser, nicht aber an und für sich selbst die Qualen des Zweifels erwecken. Seinem Geiste genügte unbedingt keines der vielen philosophischen Systeme, welche das Göttliche theils als ein persönliches Wesen, theils als eine Vielheit von Personen, theils als die Weltseele u. s. w. darstellten, und welche ebenso über die Art der Fortdauer des menschlichen Geistes, über den Zweck seines irdischen Daseins und über die Mittel zu dessen Erreichung sehr verschiedene Ansichten vortrugen. Dagegen erkannte er als die vollkommenste Religion und als die reinste und reichste Quelle inneren Glückes das Ur-Christenthum, welches kein eigentliches Dogma über das Wesen der Gottheit gegeben, wohl aber der beschränkten menschlichen Einsicht dasselbe in der schönsten bildlichen Vorstellung, der vom Vater der Menschen, dargestellt, die Liebe als höchste Pflicht und als die Grundlage der vollkommensten Moral gepredigt, und eine auf innerer Veredlung und göttlicher Gnade beruhende Fortdauer des Geistes gelehrt hat. Oder, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, die er in seiner letzten Schrift*) über sein Verhältniß zur Religion ausgesprochen hat: „Er, der aus innerem Bedürfniß in gelehrten Studien der Philosophie oder der Theologie keine Befriedigung gefunden und das Joch des blinden Glaubens, das man jetzt wieder der Menschheit aufzwingen

---

*) Der über Dante, Heidelberg 1855.

will, zu tragen nicht Lust hat, konnte entweder in wissenschaftlichen Studien der Natur und des inneren Zusammenhanges aller ihrer Erscheinungen, oder in dem wahren Mysticismus tiefer und ernster Gemüther vor dem Treiben der Zeit Zuflucht finden. Er hat, während er das irdische Leben ganz und durchaus im irdischen Lichte zu betrachten pflegt, Dante in seiner Einsamkeit benutzt, um ein himmlisches Licht in sein inneres Leben zu bringen. Er hätte vielleicht auch in der Lehre der neueren Naturforscher, welche in dem innigen Zusammenhange aller Naturerscheinungen Gott schauen, weshalb man sie fälschlich Materialisten oder Pantheisten schilt, Ruhe finden können; aber theils war er zu wenig Kenner des Zusammenhanges aller Naturerscheinungen, theils blieb immer dabei noch die Thatsache übrig, daß, wie sich der Apostel ausdrückt, der Geist in ihm streite gegen das Fleisch außer ihm*). Er fuhr also fort, an eine doppelte Welt, eine äußere und eine innere, zu glauben. Dante schien ihm gerade dadurch groß, daß er beide Leben erfaßt hat, und auf der einen Seite ebenso praktisch und historisch kritisch ist, als auf der anderen in ein Ideal göttlicher und menschlicher Weisheit und Liebe und Gnade und Wahrheit ganz verloren."

Schlosser suchte und fand, wie der von ihm hoch verehrte Dante, die Quelle des wahren Glückes nur im Inneren des menschlichen Wesens, in so fern dieses sich dem Göttlichen hingibt, sowie die Quelle des inneren Unglückes in der Entfernung vom Göttlichen und im Festhalten am Sinnlichen. Er hielt das Leben des Menschen für ein Leben, das zwar als ein materielles beginnt, in welchem sich aber durch Bildung, Sittlichkeit und Richtung auf das Höhere nach und nach ein Uebergewicht der geistigen und

*) Als ich in den 1850er Jahren einst mit Schlosser über Moleschott und andere Naturforscher gleicher Art sprach, that er die Aeußerung: „Als wissenschaftlicher Mann muß ich die Resultate dieser Forscher, so trostlos sie den Frommen erscheinen mögen, unbedingt als richtig anerkennen; aber dennoch haben sie keinen Einfluß auf meine religiöse Ansicht, weil diese sich auf etwas in meinem Inneren gründet, welches über der wissenschaftlichen Erkenntniß steht."

sittlichen Kraft entwickelt. Er verschmähte deshalb auch „jede Religion, die durch äußere Mittel, auf einem anderen Wege als dem natürlichen den Zweck des menschlichen Lebens erreichen will, so hoch er auch die Bedeutung der im Laufe von ein Paar tausend Jahren erfundenen kirchlichen Ceremonien und Symbole anschlug."

Noch am Ende seines Lebens hegte Schlosser diese religiöse Ansicht und fühlte das von jeher gehabte Bedürfniß contemplativer Betrachtung. Als ich wenige Jahre vor seinem Ende ihn einst besuchte, sagte er mir, seine Hauptbeschäftigung sei in der letzten Zeit die Lectüre der Kirchenväter und der englischen Gerichtsverhandlungen gewesen: die der Letzteren deswegen, weil er noch immer sich freue, seine Kenntniß des menschlichen Wesens zu erweitern, die der Ersteren aus dem Grunde, weil er wie in früherer Zeit durch sie sein religiöses Gefühl nähre und belebe. Am Anfang der 1820er Jahre war in seinem Verhältniß zur Religion eine Aenderung eingetreten, welche jedoch nicht seine subjective Ansicht und sein persönliches religiöses Bedürfniß, sondern seine Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller betraf. Er sagte mir um 1824, er habe noch immer dieselbe religiöse Ansicht, wie zu der Zeit, als er in Theodor de Beza und Peter Martyr Muster des ächt christlichen Sinnes habe aufstellen und den wankenden orthodoxen Glauben befestigen helfen wollen; allein er sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß der alte Glauben sich im Volke nicht mehr aufrecht erhalten lasse, und daß es deshalb Pflicht sei, für die neuen theologischen Ansichten mitzuwirken, damit der bevorstehende Umschwung im Glauben des Volkes nicht der Einwirkung seichter Aufklärer überlassen bleibe. In Betreff seines persönlichen Glaubens aber war er (wie er auch in der Vorrede zum fünften Bande der populären Weltgeschichte ausgesprochen hat) noch als siebenzigjähriger Mann von den mit der Muttermilch eingesogenen biblischen Vorstellungen und Begriffen erfüllt.

Daß die meisten öffentlichen Beurtheiler Schlosser's seiner religiösen Anschauungen nicht gedacht haben, rührt wohl von dem

Nichtvorhandensein eines Einflusses derselben auf sein historisches Urtheil her. Dieses ward blos durch sein wissenschaftliches Erkenntniß und durch sein sittliches Gefühl bestimmt. Er gewährte auch dem Andersgläubigen, ja sogar dem Ungläubigen seine volle Anerkennung, wenn derselbe verständig und den Geboten der Moral gemäß gehandelt hatte. Ebenso gerecht war er in der Beurtheilung von solchen kirchlichen Gebräuchen und Symbolen, die für ihn persönlich keinen Werth hatten. Niemals traf sein Tadel das Christenthum selbst, sondern blos die Art, wie dasselbe in bestimmten Zeiten und durch gewisse Personen misbraucht worden ist. Ja, selbst die vielen Wandlungen, welche das Christenthum im Laufe der Zeiten bestanden hat, und die er nach seiner subjectiven Glaubensansicht verwerfen mußte, hat er als historisch berechtigte Erscheinungen anerkannt, da, wie er sagte, das Urtheil über die Dogmen an und für sich selbst nicht in die Weltgeschichte gehört. In dieser Beziehung erscheint es gerade in unseren Tagen angemessen, die Worte zu wiederholen, mit denen er sich in dem 1855 über Dante veröffentlichten Buche über jene Wandlungen und Formen ausspricht. Dieselben lauten:

„Es ist eine ganz andere Sache, berichten, wie die ewige Wahrheit unter verkehrten Menschen zur Verkehrtheit, zu Aberglauben und Unsinn wird, beweisen, daß gewisse Dogmen den Ungelehrten von Gelehrten aufgedrungen wurden, ehe sie geprüft und mit dem ganzen Inhalt der Lehre verglichen waren, daß Heuchler und herrschsüchtige Priester stets die Gutmüthigkeit und das Zutrauen der Einfältigen misbrauchten, daß man von jeher Jeden haßte und verfolgte, der nicht gläubig oder ungläubig, wie es der Ton der Zeit forderte, sein, sondern seinem eigenen Urtheile folgen wollte, oder als Bewunderer wahrer Dichtkunst, als Freund stiller Betrachtung und eines friedlichen und geräuschlosen Lebens die Vortrefflichkeit des christlichen Lehrbegriffs selbst in seiner scholastischen Form anerkennen. Wer gelernt hat, daß kein Ding auf Erden zufällig ist, daß ein nothwendiges Gesetz und eine ewige

Ordnung das Große und Kleine verbindet, wird die Spuren einer leitenden und erhaltenden Versehung in der Entstehung des kirchlichen Lehrbegriffs und aller Symbole des Cultus nicht verkennen; er wird aber einsehen, daß die Formen veränderlich, das Wesen allein ewig ist. Es gab Zeiten, wo ohne Formen und Formeln, ohne Symbole und Cultus die heilige Lehre verschwunden wäre; es gab andere, wo der kleine denkende Theil der Gesellschaft, der im reinen Erkennen, im innern Leben Seligkeit findet, mit dem großen Haufen, der das, was er anbeten soll, sehen und fühlen muß, nur durch Formen ausgesöhnt ward. In diesen Zeiten waren auch die Formen göttlich. Das Bedürfniß verschwand nachher in gewissen Gegenden und Zeiten mit den Fortschritten und der Verbreitung der Kenntniß der Natur und des menschlichen Geistes; ganz natürlich verloren die Formen ihre Bedeutung. In andern Ländern, unter andern Umständen dauerten die Formen fort, weil das Bedürfniß derselben fortdauerte. Sie aufrecht zu erhalten, war dort Pflicht; thöricht war es dagegen, daß man mit Gewalt und durch Strenge sie erhalten wollte, wo sie längst verschollen waren. Der Verständige mußte schweigen, der Ungläubige Glauben heucheln; Alle warfen das Wesen mit den Formen zugleich von sich, Religiösität ward gleichbedeutend mit Heuchelei, und Jeder erwartete ungeduldig den Augenblick, wo er sich ohne Scheu erklären dürfe. Diese Zeit erschien, und wir hörten ein ganzes Jahrhundert hindurch den größten Theil der Gebildeten und Unterrichteten Spott über das Heiligste Witz, Unglauben Weisheit nennen. Wie oft, theurer Freund, wenn ich über Form und Gehalt, über das, was ich Poesie und Philosophie jeder positiven Religion, und das, was ich Prosa und Legende nannte, mit Ihnen redete, betheuerte ich Ihnen, daß die Darstellung des Christenthums in der Dante'schen Dichtung des Paradieses den Freund wahrhaftiger Weisheit, der den Himmel nicht erkaufen, nicht in einer künftigen Zeit durch ein Wunder erlangen, sondern ihn schon auf der Erde in sich, in dem Frieden und der Erkenntniß seiner Seele finden will, über das Irdische

erheben und durch innere Anschauung seines wahren Wesens beglücken könne, auch wenn er die Philosophie und Theologie des Dichters nicht als die seinige anerkenne." —

Die Universität Heidelberg erlangte durch Schlosser's Berufung (1817) einen ganz besonderen Vortheil, welcher für Hunderte von Studirenden den größten Werth hatte: Schlosser verkehrte am liebsten mit jungen Leuten, zog diejenigen seiner Zuhörer, welche inneren Gehalt und ein wissenschaftliches Streben zeigten, an sich und wirkte privatim belehrend, hebend und Rath gebend auf sie ein. Dies geschah theils bei den Besuchen, welche die seines Umgangs gewürdigten Studenten ihm öfters machten, theils bei dem sonntäglichen Mittagsmahle, zu welchem er häufig Einzelne von ihnen einlud, theils an den Abenden, an welchen er mit ihnen Dante, die griechischen Tragiker und Plato's Schriften las. Am häufigsten fand alles dies in den zehn Jahren statt, welche er unverheirathet in Heidelberg zubrachte; aber auch nach seiner Verheirathung (1827) hörte Schlosser's persönlicher Verkehr mit der studirenden Jugend keineswegs auf, derselbe bestand vielmehr bis fast zu seinem Todesjahr (1861) fort. Bei der Auswahl der desselben gewürdigten jungen Leute zeigte Schlosser einen überraschenden Scharfblick, und es bedurfte deshalb, um als Student in seinem Hause Zutritt zu erhalten, nicht gerade eines besonderen Empfehlungsschreibens. Als ich z. B. die Universität Heidelberg bezog, hatte ich an alle übrigen Lehrer Empfehlungsschreiben, aber gerade an ihn nicht, und als ich die ersten zwei Vorlesungen bei ihm belegte, kam ich mit ihm in keine weitere Berührung, als daß ich meinen Namen in die mir vorgelegte Vorlesungs-Liste eintrug; nichtsdestoweniger lud er mich, als ich am Ende des ersten Semesters mein Zeugniß abholte, zu öfterem Besuche im nächsten Semester ein, weil er wahrgenommen habe, daß ich seinen Vorlesungen ohne Unterbrechung und mit Aufmerksamkeit beigewohnt hätte. Schon vorher war ich, als ich beim Universitäts-Quästor das Honorar für beide Vorlesungen bezahlen wollte, überrascht gewesen, meinem Namen

das Wort frei beigeschrieben zu sehen, und als ich dem Quästor sagte, dies müsse auf einem Irrthum beruhen, zeigte derselbe mir nicht wenige andere Namen, denen jenes Wort ebenfalls beigesetzt war, und erkärte mir, ich gehöre offenbar zu den fleißigen Besuchern der Collegien, und von solchen nehme Schlosser kein Honorar. In Geldsachen war nämlich Schlosser überhaupt sehr nobel. Als z. B. während meiner Studien-Zeit einer seiner früheren Schüler, mit dessen Familie er befreundet war, ihn durch eine dritte Person um ein Darlehen von tausend Gulden angehen ließ, gewährte er das Gesuch sogleich, wies aber den ausgestellten Schuldschein aus dem Grunde zurück, weil in demselben von Zinsen die Rede war, indem er erkärte, von Freunden nehme er keine Geldzinsen.

Wir jungen Leute hegten gegen ihn eine Hochachtung und Verehrung, wie sie selten einem Professor von Seiten der Studenten zu Theil wird. Dies beruhte nicht allein auf seiner wissenschaftlichen Bedeutung, seiner uns in Erstaunen setzenden Gelehrsamkeit und seiner imponirenden Geisteskraft, sondern auch auf dem tiefen Eindrucke, welchen er von Seiten seines sittlichen Wesens und durch seine Charakter-Festigkeit auf uns machte. Einer meiner Heidelberger Coätaneen, der nachherige Rector des Detmolder Gymnasiums Schierenberg, that als Student gegen uns Andere einst den Ausspruch, Schlosser komme ihm gar nicht wie ein Mann unserer Tage vor, sondern wie ein Römer der besseren republikanischen Zeit, oder wie ein ehrenfester, biederer deutscher Bürger des Mittelalters.

Schlosser hegte Liebe zu den Studenten, die er in sein Haus zuließ, und blieb ihnen, wenn er sie wissenschaftlich und sittlich fortstreben sah, auch über ihre Studienzeit hinaus so sehr gewogen, daß er an ihrem Lebensgange Interesse zu nehmen fortfuhr und sich ihnen, wo er nur konnte, förderlich erwies. Beim Abgange von der Universität gab er ihnen seinen Rath für ihr beginnendes Berufsleben, namentlich aber für ihre geistige Fortbildung. Er empfahl z. B., als förderlichste Lectüre beim Eintritt ins bürgerliche

Leben, Klinger's philosophische Romane, weil dieselben Menschenkenntniß gewährten und zugleich auch die Idealität nährten. Ich füge einige Beispiele von der Fürsorge bei, welche Schlosser seinen Schülern sowohl während, als auch nach ihrer Studienzeit gegewährte. Als er 1839 erfuhr, daß ich mich um die einst von ihm bekleidete Stelle am Frankfurter Gymnasium bewerbe, schickte er unaufgefordert und ohne mein Wissen ein Empfehlungsschreiben an den einflußreichsten Mann des dortigen Senats mit der Bitte, dasselbe auch allen den anderen Senatoren, welche früher seine Schüler gewesen waren, mitzutheilen; und ich war, als man mir neulich dieses Schreiben aus den hinterlassenen Papieren des Adressaten mittheilte, zugleich sehr überrascht und tief gerührt über die Wärme und ausführliche Motivirung desselben. Noch rührender war das, was Schlosser 1824 that, als ein jetzt hochgestellter preußischer Beamter, welcher damals in Heidelberg zu Schlosser's Schülern gehörte, wegen Theilnahme an den sogenannten demagogischen Umtrieben plötzlich verhaftet und nach Berlin gebracht wurde. Sein Verfahren in Betreff dieses jungen Mannes zeigt zugleich, welch mächtigen Einfluß er auf seine Schüler ausübte, und wie richtig er sie erkannte und beurtheilte. Schlosser, welcher jenen ausgezeichneten jungen Mann vorzugsweise schätzte, ward durch das gegen denselben Vorgenommene und durch die ihm selbst vom Universitäts-Kanzler gemachten Mittheilungen über die Gründe seiner Verhaftung so sehr erschüttert, daß er, was äußerst selten der Fall war, am nächsten Tage seine Vorlesungen nicht zu halten vermochte. Nach einiger Zeit wandte er sich brieflich an den bedeutendsten Berliner Geschichts-Professor mit der Bitte, sich für jenen jungen Mann als einen der talentvollsten und sittlich tüchtigsten unter den studirenden Preußen zu verwenden, damit derselbe nicht durch lange und harte Haft geknickt werde und so eine ausgezeichnete Kraft für den Staat verloren gehe. Ja, er reichte sogar beim badischen Ministerium eine Eingabe des Inhalts ein: er halte als akademischer Lehrer sich für verpflichtet, durch

Vermittelung desselben die preußische Regierung auf die Tüchtigkeit jenes Studenten aufmerksam zu machen und zugleich zu erklären, daß er ihn zu gut kenne, um nicht zu wissen, daß derselbe unmöglich an dem, was man den verhafteten jungen Leuten nachsage, Theil genommen haben könne; ja, er gab sogar noch an, was er mit Sicherheit für dessen politische Ansichten halten müsse. Schlosser erhielt, wie er uns Anderen erzählte, einige Zeit nachher durch das badische Ministerium eine Danksagung der preußischen Regierung dafür, daß er eine so wohlthätige Wirkung auf die studirenden Preußen ausübe, indem die Untersuchung festgestellt habe, daß jener junge Mann, welcher dem bekannten Geheimbund von Burschenschaftern angehört habe, durch den Verkehr mit Schlosser zu anderen Ansichten gebracht worden und in Folge davon aus diesem Bunde ausgetreten sei.

Wie trefflich Schlosser die ihn umgebenden Studirenden auch in ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit leitete, kann folgende Notiz aus der Zeit meiner Universitäts-Studien zeigen. Ich hatte, als Mitglied des philologischen Seminars von Creuzer dazu aufgefordert, eine der Preisaufgaben zu bearbeiten angefangen, welche die Universität Heidelberg jährlich für ihre Studirenden ausschreibt; es war eine philologisch-historische, und ich verlor, da junge Leute in solchen Arbeiten nur mühsam und auf Umwegen zum Ziel gelangen, sehr viele Zeit mit ihrer Lösung. Als ich nun einst Schlosser von dieser Beschäftigung benachrichtigte, äußerte er sich sehr entrüstet sowohl über Creuzer's Aufforderung, als auch über den Gebrauch, Preisaufgaben für Studenten auszuschreiben. Dann sprach er das folgende Wort aus, welches sehr tiefen Eindruck auf mich machte und für den Fortgang meiner Studien die wohlthätigsten Folgen hatte: „Sie sind auf Universität, lediglich um Kenntnisse zu sammeln und in Verbindung hiermit ihre Kräfte zu üben; und ich versichere Sie, daß Sie später, selbst wenn Ihnen die glücklichsten äußeren Verhältnisse zu Theil werden, niemals wieder eine so geeignete Zeit und Gelegenheit dazu erhalten. Darum

verderben oder schmälern Sie Beides nicht durch Arbeiten von schriftstellerischer Art; das Bücherschreiben ist etwas, das man weder zu erlernen braucht, noch erlernen kann; dasselbe kommt, wenn Sie dazu berufen sind, später ganz von selbst."

Als ich mehrere Jahre in Heidelberg studirt hatte, mußte ich der in meinem Heimathlande (Hessen-Darmstadt) bestehenden Vorschrift gemäß, die damals auch von Gervinus besuchte Universität Gießen beziehen, obgleich ich Geschichte und Philologie studirte und doch damals sowohl die Stelle für die Letztere unbesetzt war, als auch der dortige Professor der Geschichte seines hohen Alters wegen keine Vorlesungen mehr hielt. Schlosser war über jene Vorschrift sehr erbittert und sagte mir, er werde Sorge dafür tragen, daß ich Gießen bald wieder verlasse. Wirklich schlug er mich schon vor Ablauf eines halben Jahres ohne mein Wissen einer Frankfurter Familie zur Erziehung zweier Knaben vor. Ich nahm diese Stelle an, welche bei der damals herrschenden Noblesse und Verständigkeit mir viele freie Zeit zu Studien gewährte, weil beide Knaben eine öffentliche Schule besuchten und der für sie außerdem nöthige Unterricht durch die besten Privatlehrer ertheilt wurde, welche ich nur zu beaufsichtigen hatte. In Frankfurt lernte ich alsbald auch die Frauen kennen, mit welchen früher Schlosser verkehrt hatte. Von diesen Frauen, deren Namen in der Weber'schen Biographie Schlosser's (in der Zeitschrift Unsere Zeit VI.) genannt sind, stand Frau Schmidt geb. Müller ihm am nächsten. Er schätzte sie hauptsächlich wegen ihres trefflichen Herzens und wegen der Einfachheit, Verständigkeit und Wahrhaftigkeit ihres Wesens. Sie selbst erzählte mir eines Tages, sie habe einst gegen Schlosser geäußert, daß sie wegen seiner Verehrung Dante's die göttliche Komödie dieses Dichters zu lesen angefangen, jedoch dies bald wieder eingestellt habe, weil sie gar Vieles nicht verstanden habe und offenbar nicht Geist und Verstand genug besitze, um dieselbe lesen zu können, daß aber Schlosser ihr geantwortet habe, sie zeige gerade durch diese Erklärung, daß sie verständig sei und den rechten Geist besitze,

denn für Frauen habe Dante sein Werk nicht geschrieben. Wer die Schlosser'sche Schrift über Dante gelesen hat, dem werden hierbei die Eingangsworte eines Abschnittes einfallen, mit welchen Schlosser sich über die wunderlichen modernen Bearbeitungen Dante's, die neben Romanen auf den Tischen der modischen Damen zu finden seien, ausspricht, sowie über den zur Schau getragenen falschen Mysticismus, zu dessen Verbreitung neuerdings französische Schriftsteller das Hauptwerk Dante's misbraucht hätten.

Einige Jahre nach meiner Niederlassung in Frankfurt erzählte man dort von einer freimüthigen Zurechtweisung, welche Schlosser einem hochstehenden Manne ertheilt habe. General von Langenau nämlich, welcher damals als öſtreichischer Bevollmächtigter zur Militär-Commission des Bundestages gehörte, wandte sich schriftlich an Schlosser mit der Bitte, ihm einen jungen Mann zur Erziehung seiner Söhne zu empfehlen, hielt sich aber dabei aus, daß es keiner von denen sei, welche zur Burschenschaft gehört und sich mit Politik abgegeben hätten. Schlosser's Antwort war: er könne die Bitte nicht erfüllen, weil nach seiner Ansicht kein junger Mann empfehlenswerth sei, der sich nicht um das Vaterland und dessen traurigen Zustand bekümmere. Wie in diesem Falle, so pflegte Schlosser stets jedermann gegenüber seine Meinung rücksichtslos auszusprechen. Er selbst erklärte dies als eine Eigenschaft seines Wesens gegenüber einem regierenden deutschen Fürsten, welcher in den 1850er Jahren ihn unter dem angenommenen Namen eines Grafen besuchte. Als derselbe beim Ende des Besuches sich zu erkennen gab und die Erklärung beifügte, er habe sich unter einem falchen Namen anmelden lassen, damit Schlosser seine Ansicht über die gegenwärtigen politischen Zustände ihm unverhohlen ausspreche, antwortete der Letztere, dies sei durchaus nicht nöthig gewesen, weil er auch im entgegengesetzten Falle sich durchaus nicht anders ausgesprochen haben würde. Um dieselbe Zeit las Schlosser mir einen Brief vor, welchen er gerade damals an eine der Töchter der ihm befreundeten Großherzogin Stephanie

von Baden geschrieben hatte. Der Brief war die Antwort auf ein Schreiben, in welchem jene Prinzessin ihm aufs bestimmteste versichert hatte, daß an dem Gerüchte, sie sei insgeheim katholisch geworden, kein wahres Wort sei. Schlosser hatte jedoch von Seiten eines hochstehenden Mannes den Beweis erhalten, daß das Gerücht begründet war. Entrüstet sprach er sich in seinem Antwortschreiben über die Unwahrheit aus, deren eine Tochter der trefflichen Stephanie sich schuldig gemacht habe. Zugleich erklärte er sich gegen dieselbe ebenso entrüstet darüber, daß eine deutsche Prinzessin die Schleppträgerin am Hofe eines Napoleon III. mache. Gegen diesen Kaiser war und blieb er von Anfang an eingenommen, und es verdroß mehrere angesehene Frankfurter Kaufleute nicht wenig, als er zu der Zeit, in welcher die vornehme Welt Napoleon als den Retter Europa's verehrte, sich bei einem Mahle über denselben in geringschätzender Weise und mit der ganzen Heftigkeit seiner sittlichen Erbitterung äußerte.

Etwa zehn Jahre früher (1845) hatte er für den baierischen Kronprinzen, den nachherigen König Max II., ein Memoire abgefaßt, von welchem die Zeitungen viel redeten. Der ihm befreundete Graf Giech hatte im Auftrage des Kronprinzen ihm die Bitte ausgesprochen, dem Letzteren seine Ansichten über den gegenwärtigen politischen Zustand Deutschland's darzulegen. Schlosser ging nicht gern auf die Sache ein, und schrieb das Memoire nur als an jenen Grafen gerichtet. Obgleich er dasselbe blos diesem und sehr wenigen Anderen mittheilte, so ward es doch alsbald in einer Frankfurter Zeitung besprochen. In dieser hieß es, Schlosser habe Preßfreiheit, Geschwornengerichte u. dgl. m. als unumgängliche Erforderniße der Zeit angerathen. In der Schrift war jedoch hiervon keine Rede. Schlosser lachte darüber und schrieb mir am 28. December 1845: „Wenn von dem Zeitungsartikel die Rede ist, so sagen Sie doch ja, ich hätte gesagt, der das geschrieben, hätte unmöglich den Aufsatz gelesen; der Herr Schmidt und die Frau Schmidt, denen ich ihn vorgelesen, würden bezeugen, daß von allem dem nichts da

stände. Ich habe die Sache rein historisch gefaßt und gehalten, aber furchtbar. Für die Großherzogin Stephanie, die so gütig ist, mich ihren Freund zu nennen, habe ich eine Abschrift machen lassen und ihr auf acht Tage geliehen. Sie hat aber gleichwohl das dicke, furchtbar strenge Heft von 40 Bogen durch den Herzog Bernhard von Weimar sich und ihrem Hofe vorlesen lassen, hat mich aber, als sie vorgestern von 4—7 Uhr bei uns war, heilig versichert, es sei nicht aus ihren Händen gekommen." Mündlich sagte Schlosser mir: es sei ihm nicht entfernt in den Sinn gekommen, dem Kronprinzen irgend einen Rath zu ertheilen, dies zu thun seien nur wirkliche Staatsmänner im Stande, weil sie im praktischen Leben sich gebildet und Erfahrungen gemacht hätten; er habe lediglich den Zustand des Vaterlandes klar darzustellen gesucht, wozu er als ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch die Geschichte der Menschheit studirt habe, befähigt sei. „Ich konnte — fügte er in seiner derben Art hinzu — dem Prinzen wohl deutlich machen, warum der Karren in den Dreck gekommen ist; aber ihm anzugeben, wie derselbe wieder herauszubringen ist, das vermögen alle Professoren der Welt nicht." Im September 1845 schrieb mir Schlosser: „Der Kronprinz hat mir einen ganz vortrefflichen Brief über mein Memoire geschrieben, der einen edlen Sinn und den besten Willen zeigt: das ist mir viel lieber, als die goldene Dose mit seinem Portrait in Brillanten, die er beigefügt hat." Uebrigens hatte Schlosser schon in den 1830er Jahren zwei Aufsätze über deutsche Zustände geschrieben. Sie waren in einer Zeitschrift abgedruckt worden, deren Titel ich vergessen habe, und welche mir nie zu Gesicht gekommen ist. Diese Zeitschrift erschien in London, sollte aber in deutscher, französischer und italiänischer Uebersetzung erscheinen, und ihre Redaction, welche ein sehr bedeutendes Honorar zahlte, ging darauf aus, die größten Gelehrten jener vier Länder als Mitarbeiter zu gewinnen. Es erschienen jedoch nur wenige Hefte. Schlosser sagte mir damals, er habe mit rücksichtsloser Freimüthigkeit geschrieben, so daß die Censur in

Deutschland seine Aufsätze gewiß nicht passiren lassen werde. Auch in Betreff des Inhaltes der übrigen Stücke war er derselben Meinung. —

Ich werde nun in Folgendem fast blos Auszüge aus Schlosser-schen Briefen geben, und denselben meinerseits nur so viel beifügen, als zu ihrem Verständnisse nöthig ist. Ich beginne mit dem Februar 1830. Damals hatte ich ihm ein deutsches Lesebuch für das mittlere Jugendalter überschickt, zu dessen Herausgabe mich der Umstand veranlaßt hatte, daß ich einige Unterrichtsstunden an einer Privatschule übernommen und mich für dieselben vergebens nach einem passenden Buche solcher Art umgesehen hatte. Ich hatte ihm zugleich geschrieben, daß ich im Begriff sei, mein Examen zu machen, weil ich mich nach einer meinem wissenschaftlichen Streben mehr entsprechenden Thätigkeit sehnte, als meine augenblickliche Stellung in Frankfurt mir gestatte, welche mir bis jetzt kaum einen anderen Gewinn für meine Fortbildung gewährt habe, als die nur unter praktisch thätigen Menschen zu erlangende Erkenntniß, daß auch eine auf Wissenschaft beruhende Wirksamkeit die äußeren Verhältnisse beachten und sich in ein passendes Verhältniß zu denselben setzen müsse. Schlosser antwortete: „Ich gestehe Ihnen, daß ich anfangs einigermaßen überrascht war, als ich von der Art, wie Sie vor dem Publikum erscheinen wollten, Nachricht erhielt. Sie haben mir jetzt darüber einen Aufschluß gegeben, und ich gebe Ihnen völlig Recht. Das Leben, lieber Herr Kriegk, lernt man nur aus dem Leben; das ist es, was ich Ihnen tausendmal gesagt habe; diesen Vortheil werden Sie aus Frankfurt mitnehmen. Den Frieden und die Freude eines einfachen, der Wissenschaft gewidmeten Lebens werden Sie doppelt empfinden, wenn Alles hinter Ihnen ist.“

Im Jahre 1834 hatte ich zu der damals vollendeten universalhistorischen Uebersicht der Geschichte der alten Welt ein ausführliches Register gemacht, und der Aufforderung Schlosser's gemäß dem letzten Bande berichtigende Anmerkungen beigefügt. Schlosser

schrieb mir darüber: „Ich danke Ihnen aufrichtig für die Mühe, die Sie sich mit meinem Buche gegeben haben. Ich wünschte, Sie hätten noch mehr berichtigt und wären mir noch genauer nachgegangen. Ein solches Werk wäre ohne viele Irrthümer der Art, wie Sie nachweisen, nie zu Stande gekommen. Jetzt schriebe ich es nicht mehr; nein, deficerent vires, deficeret animus. Doch glaube ich, es ist gut, daß es taliter qualiter da ist. Ich hätte, wenn Sie auch noch drei Bogen Verbesserungen gegeben hätten, mich sehr gefreut, und Ihnen wird es gewiß Ehre machen, das Register und die Noten nicht als Taglöhner, sondern als Gelehrter gemacht zu haben. Das war auch meine Absicht; denn in tam immenso opere saepius obrepere somnum, nemo est qui neget nisi stolidus et fatuus. Sie haben gewiß sich und der Welt mehr genützt, als wenn Sie ein dickes Buch geschrieben hätten."

Ich eile, um nur bei wirklich Interessantem und bei dem das Wesen Schlosser's Bezeichnenden zu verweilen, zu dem Jahre 1843, in welchem die Herausgabe der Weltgeschichte für das deutsche Volk und damit eine Jahre lange gelehrte Correspondenz zwischen Schlosser und mir begann. Jene Herausgabe war durch Gfrörer und den Stuttgarter Buchhändler Franckh veranlaßt worden, welche ein solches Werk hatten unternehmen wollen, aber wegen der rechtlich begründeten Einsprache des Frankfurtischen Verlegers Schlosser'scher Schriften daran gehindert worden waren. Dieser Verleger hatte sich gleich darauf an Schlosser mit der Bitte gewandt, bei ihm ein solches Werk erscheinen zu lassen. Er hatte mich als Bearbeiter desselben vorgeschlagen, und Schlosser schrieb mir am 3. Juli folgenden Brief, welchen ich ganz abdrucken lasse, weil er in Betreff der Stellung, welche Schlosser stets zur pecuniären Seite seiner literarischen Publicationen einnahm, (die erste Ausgabe seines 18. Jahrhunderts hatte er dem Verleger sogar geradezu zum Geschenk gemacht!), charakteristisch ist. Sollte dabei jemand meinen, daß der für mich schmeichelhafte Inhalt desselben mich dazu bewege, so kann ich das nicht ändern. „Da Sie wissen, daß ich mit Gfrörer,

einen bloßen Speculanten, schon einig geworden war, so können Sie denken, daß ich sehr froh sein würde, wenn Sie die Arbeit an der Weltgeschichte übernehmen wollten, weil Sie aus sehr vielen Gründen der Tüchtigste zu der Arbeit sind. Also darüber kein Wort! Die Speculation kann gewiß nicht schlecht sein, da ich verspreche, hernach die drei Jahrhunderte von 1400—1700 noch beizufügen, und zwar in Verbindung mit Ihnen. Die Sache ist auch für Sie nicht eine bloße mechanische und unrühmliche, da ich Ihre Arbeit nur durchlesen und als die meinige anerkennen werde, und durchaus nicht für mich eingenommen bin, also Ihnen gern überlasse, wie es am nützlichsten werden kann. Eine Frage ist für uns Beide dabei die pecuniäre. Darüber muß ich natürlich des Buchhändlers Vorschlag erwarten. Ich werde dabei gar nicht auf Gfrörer, der von Natur speculativ ist, Rücksicht nehmen; doch muß ich rühmen, daß er große Anerbietungen machte. Diesen Punkt bitte ich Sie mit dem Buchhändler, ehe er mir darüber schreibt, so auszumachen, daß für Ihren Vortheil ganz nach Ihrem Wunsche, aber zugleich auch etwas für den meinigen gesorgt ist, damit ich gar nichts Anderes zu thun habe, als zu acceptiren, nicht zu accordiren. Es ist Alles daher jetzt Ihre Sache, und es ist niemand in Deutschland, mit dem ich mich zu der Arbeit lieber associire, als mit Ihnen." Schlosser wies wirklich die Bitte, ein bestimmtes Honorar zu fordern, zurück und erklärte, daß er — was auch geschah — dasjenige, welches ich für ihn ausmachen würde, ohne Weiteres annehmen werde.

Die gemeinschaftliche Ausarbeitung der Weltgeschichte hatte große Schwierigkeiten, welche in der Natur einer solchen Arbeit lagen. Gelegentlich vorkommende Differenzen waren deshalb unvermeidlich, namentlich bei der allen Freunden Schlosser's bekannten leicht aufwallenden Heftigkeit desselben. Er war häufig schwer zufrieden zu stellen, und schrieb mir 1845 selbst: „Es scheint mir, daß Sie nach und nach immer mehr den Tact erwerben, wenn auch nicht das Publikum, doch mich zu befriedigen, wovon das

Letztere mehr sagen will als das Erstere." Es würde nicht ohne Interesse sein, die Entstehung und Ausgleichung solcher Differenzen darzulegen; aber die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums ist jetzt auf ganz andere Dinge gerichtet, als daß man sie für die Thätigkeit zweier Gelehrten in Anspruch nehmen dürfte, obgleich diese dessen Wohl zum Endziel gehabt hatte. Zweier unserer Differenzen aber glaube ich gedenken zu müssen, weil sie für die Erkenntniß der Stellung, welche Schlosser als Schriftsteller immer eingenommen hat, sehr bezeichnend sind. Die eine betraf die Verwerfung der Auseinandersetzungen, welche ich über das Verhältniß der altgriechischen Colonieen zum Mutterlande und über deren Unterschied von den modernen Colonieen gegeben hatte. Schlosser hat sich über diese Verwerfung in der Vorrede zum ersten Bande ausführlich erklärt, ohne jedoch damit jedermann zufrieden gestellt zu haben; seine Ansicht beruhte wesentlich mit auf der oben erwähnten Eigenschaft seines Wesens, daß er beim Schreiben nicht methodisch zu verfahren oder mit anderen Worten sich über die Grenze der Erkenntnißfähigkeit und das Bildungsbedürfniß seiner Leser nicht klar zu machen vermochte. Anders verhielt es sich mit einer späteren Differenz. Ich hatte für nöthig gehalten, im Abschnitt über die Karolingische Zeit eine Art von ausführlicher Einleitung in das eigentliche Mittelalter zu machen, welche die Entstehung und Entwickelung der feudalen Verhältnisse darlegte. Schlosser verwarf auch dies, aber lediglich aus dem Grunde, weil weder er noch ich diese Entwickelung vollkommen erkannt hätte, man aber das Publikum nicht über etwas dürfe belehren wollen, was man selbst nicht genügend verstehe.

An beide Vorfallenheiten schließt sich folgendes Wort passend an, welches ich in einem Briefe vom 13. Juli 1844 finde: „Ich bin der deutschen Manier, ewig zu dociren, zu raisonniren, Alles lehren zu wollen, durchaus entgegen; darum haben wir weder Leute, welche Geschichte verstehen, noch welche sie lesen können. Die Regel scheint mir zu sein: habt Charakter, bildet eure Seelen

tüchtig, schreibt verständig und leset ebenso, et voilà tout! Das Schulmäßige und Lederne ist der Deutschen ewiger Fehler."

Als ich bei der Bearbeitung der Zeit zwischen dem peloponnesischen Krieg und Alexander dem Großen Einiges ändern zu müssen geglaubt hatte und ihn dabei auf einige Irrthümer in Detail-Ausstellungen aufmerksam machte, deren mehrere gelehrte Philologen Schlosser geziehen hätten, schrieb er: „Was Ihre Aenderungen angeht, so habe ich nichts dagegen; es sind darunter offenbar Irrungen. Nur gelten die von Ihnen genannten Herren nichts. Diese Leute sammeln, wo Andere gesammelt oder citirt haben; sie sind wie Lexika: wo man sie braucht, ist nichts, desto reicher sind sie, wo man sie gar nicht braucht."

Schreiben vom 21. März 1845: „Sie erhalten hierbei die durchgesehenen Bogen zurück, und ich gestehe Ihnen, daß ich überrascht war, wie gut wir zusammen arbeiten können. Ich wiederhole Ihnen dieses gern, weil ich, was auch Andere denken mögen, überzeugt bin, daß wir ein für die Nation sehr nützliches Werk zu Stande bringen werden, und daß Sie sich ein stilles Verdienst erwerben, welches solider und dauerhafter sein wird, als die glänzendste gelehrte Entdeckung, die Sie machen könnten."

25. April 1845: „Mein Manuscript für den Kronprinzen von Baiern habe ich auch unseren Prinzen (den beiden badischen) unter vier Augen vorgelesen. Sie sehen, es ist so ganz schlimm noch nicht mit dem „derb die Wahrheit sagen;" hat mir doch unser Großherzog sein Commandeurkreuz mit einem sehr freundlichen Briefe geschickt, und Gervinus hatte einen Ruf nach Jena."

8. Juni 1845: „Sie scheinen etwas unruhig, daß Sie noch keine Anzeige des Buches gesehen haben. Das würde ich Ihnen leicht erklären können, wenn ich darauf Zeit verschwenden wollte. Trösten Sie sich damit, daß sowohl von der Weltgeschichte (der früheren), als vom universalhistorischen Abriß nur sehr wenige und nur von wenigen Bänden erschienen sind, daß diese mehrentheils mäkelnd waren, — und doch hat das Werk große Wirkung

gehabt. Den Literaten werden durch das Buch Speculationen verdorben, unsere Gelehrten stecken bis über die Ohren in Gelehrsamkeit, System, Schlendrian, hervorgebrachtem Vorurtheil, wer kann etwas von ihnen erwarten?*) Wenn einer gut urtheilt, so ärgert es einen auch; denn man merkt, daß es ein Bekannter ist, z. B. Wuttke. Ueber Gervinus irren Sie: er rühmt Ihre Arbeit, er hat oft Gutes davon gesagt; aber da er, wie Sie wissen, ein wenig vornehm thut, so hält er vielleicht hinter dem Berge." (Es hatte mich nämlich befremdet, daß gerade Gervinus sich nicht öffentlich ausgesprochen hatte.)

2. Oktober 1845: „Gervinus nimmt sich der Deutschkatholiken sehr an. Ihr Landsmann, der taciturne Dr. Lanz, hat mir zwei verdienstliche Werke geschenkt, die von Fleiß und Geschick zeugen. Er müßte Archivar sein oder in der Art Geschichte schreiben wie Aschbach, der mir neulich den vierten Theil seines Siegmund geschickt hat. Dahlmann sollte sich schämen, solche Bücher in die Welt zu schicken wie vorher seine englische, jetzt seine französische Revolution." Als bald nachher das Büchlein „Die Mission der Deutschkatholiken" von Gervinus erschienen war, schrieb mir Schlosser: „Gervinus Schrift misfällt mir ganz und gar, die geistreiche Großherzogin Stephanie, mit der ich darüber sprach, hatte ganz Recht." Gleich darauf schrieb er wieder: „Gervinus hat mir einen großen Gefallen dadurch gethan, daß er die Politik nicht liest. Es hätte ein falsches Licht auf ihn geworfen, wie schon seine Schrift über die Deutschkatholiken mich sogar unwillig machte." Schlosser war in Wirklichkeit sehr unzufrieden, daß Gervinus für die Sache der Deutschkatholiken schrieb, welcher er (Schlosser) gar kein Interesse abzugewinnen wußte. Er äußerte sich einmal äußerst heftig über unseren gemeinschaftlichen Freund wegen jener Schrift. „Haben Sie, sagte er, jemals gehört, daß

*) Später schrieb er einmal: „Ich merke, das große Publikum ist seicht und die Gelehrten wissen und forschen Alles, nur das Nöthige und Nützliche nicht, sie seigen Mücken und verschlucken Kameele. Alles pure Industrie!"

eine neue Religion oder Confession im Bierhause geschaffen worden ist? Und doch läßt sich ein Historiker wie Gervinus durch diese Sache blenden und meint, daß dieselbe eine Bedeutung zu erlangen vermöge."

21. April 1847: „Sie glauben nicht, wie still mein Leben hinfließt, und wie sehr das Alter mich von aller Ambition und sogar vom Bedürfniß des Umgangs befreit hat. Das suchte ich von jeher ausschließend durch die Studien, das verstehen weder die Gelehrten noch das Publikum; mir ist es gerade die Krone des Lebens. Es ist das sehr individuell und beruht auf Organisation. Gervinus, den ich ziemlich oft sehe, muß mehr nach außen wirken und scheinen; das liegt in seiner Natur und er ist glücklich darin. Ich wollte ihn immer auf meine Art die Studien zu betrachten treiben, weil dies völlige innere Ruhe gibt; aber ich habe eingesehen, daß er auf seine Art nützlicher ist; meine Menschenverachtung und Contemplation würde für sein Nervensystem nicht passen. Er liest den Sommer nicht, ich werde aber lesen, weil ich auf meine Art nützen will; er ist ganz mit der Zeitungs-Idee beschäftigt" (seiner Herausgabe der Deutschen Zeitung). Vier Wochen später schrieb Schlosser: „Jedermann ist etwas besorgt wegen der Zeitungsunternehmung, zu der unser Freund Gervinus den Namen hergibt. Man sagt mir oft spöttisch: Quid tanto dignum ferent hi promissores hiatu?"

Acht Tage vor dem für die deutsche Revolution so wichtigen 18. September 1848 brachte ich einen ganzen Tag bei Schlosser zu, und da äußerte er sich sehr unzufrieden über die Verhandlungen des deutschen Parlaments. Namentlich sagte er über die ihm befreundeten Doctrinäre desselben Folgendes: „Sie werden erleben, daß unsere Freunde Dahlmann, Gervinus u. s. w. das Vaterland ins Verderben stürzen." Als ich ihm erwiderte, dieses Wort sei doch bei so redlichen und wahrhaft patriotischen Männern gar hart, antwortete er: „An ihrer Gesinnung habe ich ja nichts auszusetzen, dagegen aber sehr vieles daran, daß sie mit ihrem

Talente und mit dem Gewichte ihres Namens sich an einer Sache betheiligt haben, welche sie unmöglich richtig zu treiben im Stande sind. Ich will Ihnen das nachweisen. Wir Gelehrten bringen unser Leben fast nur in der Studierstube zu; wir erwerben uns durch stete historische Studien die Fähigkeit, gegebene Zustände in ihren Gründen zu erkennen und zu beurtheilen, und wir vermögen deshalb durch Belehrung auf dem Katheder und in Schriften mittelbar einen Einfluß auf den Gang der Dinge auszuüben. Dagegen sind wir stets in Gefahr Schaden zu bringen, wenn wir mit unserer Thätigkeit direct in das praktische Leben eingreifen, weil hierzu etwas gehört, das uns abgeht. Ein Gelehrter vermag wohl, alle Mängel des politischen Zustandes seiner Nation zu erkennen, ja vielleicht sogar einen richtigen Vorschlag über deren Beseitigung und die Herstellung eines neuen Zustandes zu machen. Allein sobald sich, was in einer bewegten Zeit leicht und mitunter rasch eintritt, der Zustand ändert, dann ist der Gelehrte nicht gleich dem praktisch gebildeten wirklichen Staatsmanne im Stande, dies sofort zu erkennen und danach seine Ansicht zu modificiren; er versteift sich vielmehr in diese, kommt dadurch in Widerspruch mit dem Gange der Dinge, hilft ohne es zu wissen diesen in eine Sackgasse drängen, und befördert so das verderbliche Streben selbstsüchtiger Parteien und der auf Reaction bedachten Staatsmänner."
Am 31. Oktober 1848 schrieb Schlosser: „Ich habe gestern meine Vorlesungen angefangen; ich will darin die Geschichte und besonders die Politik der Zeit von 1815 an kritisch summarisch durchgehen, weil ich glaube, daß es jetzt Pflicht eines Jeden ist, soweit es in seinem Berufe liegt, der Jugend seine Ansicht des Treibens der hommes publics mitzutheilen, und zwar praktisch, ohne Theorieen aufzustellen. Gagern's Rede setzte mich in Erstaunen; das ist Doctrin, Idee, Theorie, keine praktische Politik. Dahlmann und er sind auf einem verschiedenen und doch gleichen speculativen Felde: les beaux esprits se rencontrent. Ich hatte Besseres erwartet."

Im April 1849, als die von Schlosser neu verfaßten sechs

Bände der Weltgeschichte zu erscheinen begannen, schrieb er mir, er könne sich nicht entschließen, dieselben durch eine Vorrede einzuleiten. „Die Zeiten und die Menschen und mein Verhältniß zu Beiden — fuhr er fort — sind von der Art, daß Sie selbst wissen, welche Ueberwindung es mir gekostet hat, auch nur als Buch noch einmal die Welt anzureden; als Person werde ich nie mehr hervortreten. Es ist nicht, als wenn ich laudator temporis acti wäre, das kann kein Verständiger sein; aber ich bin einer von denen, die mit Horaz das Odi profanum vulgus et arceo täglich im Munde haben, nur daß sie nicht glauben, das profanum vulgus seien die Armen und Geringen, sondern es seien die Anmaßenden, die Leute a priori, die Schwärmer ohne Phantasie, die Systematiker, die Grundrechtler und Kaisermacher. Mein Gemüth ist demokratisch, meine Neigungen, Gewohnheiten, Verstand sind ewig aristokratisch, weil ich nie ins Weinhaus und noch weniger ins Bierhaus gegangen bin."

Am 24. April 1849: „Das Frankfurter Bürgerrecht habe ich jetzt aufgegeben, weil ich wohl Bürger der Stadt Frankfurt, nicht aber des „Freistaats" Frankfurt sein will." Man hatte nämlich den Namen „freie Stadt" in jenen anderen umwandeln wollen: was in der damals beschlossenen Gleichberechtigung der Frankfurter Dörfer seinen Grund gehabt hatte, dessenungeachtet aber bei einem so kleinen Gemeinwesen sehr auffallend war.

21. Mai 1849 (in der damalige badischen Revolution): „Gelitten haben wir bis jetzt nichts als durch Einquartierung. Ruhe und Ordnung sind besser als unter der erbärmlichen Regierung der badischen Ständeschwätzer und Büreaukraten; aber ich fürchte das Schlimmste, wenn nicht bald Hülfe kommt. Die Leute können schlechterdings das jetzt jubelnde und elektrisirte Volk nicht befriedigen, ohne uns Andere einzuschlachten, und haben sie uns geplündert, so hat hernach das an sich geldarme Land gar nichts. Das fühlt Heidelberg schon jetzt, da alle Fremde, alle Vermögende flüchten und Nahrungslosigkeit folgt. Ich werde ganz gewiß nicht

flüchten; an meinem Leben liegt mir weniger, als an meiner Ehre, nicht der Ehre bei den Menschen, sondern bei mir selbst und bei Gott. Meine Frau und meine adoptirte Tochter haben viel Muth: sie werden von allen Seiten alarmirt, selbst von den Atlanten, welchen im vorigen Jahr die Weltkugel nicht zu schwer war für ihre Schultern; sie sind aber ruhig. Ich habe ihnen gesagt, sobald sie besorgt wären, sollten sie es mir sagen, ich brächte sie nach Mannheim aufs Dampfschiff, sie gingen zu ihren Verwandten nach Coblenz, ich nach Heidelberg zurück." Vier Wochen später: „ . . . Ich schreibe Ihnen zugleich, damit Sie erfahren, daß ich persönlich nichts erlitten habe, was viel ist, da wir hier wie in einer Mördergrube lebten und keine Worte hinreichen, Ihnen eine Vorstellung von dem Verfahren des Pöbels, der Abenteurer, Frevler, Vaganten aller Nationen zu geben, die in Baden regierten. Ton, Manier, Raubsystem u. s. w. überstiegen alle Begriffe." Das einzige persönlich Unangenehme, welches Schlosser damals erlitten hatte, bestand in folgendem Vorfall: er machte einst seinen gewöhnlichen Spaziergang, als er plötzlich hinter sich her eine Anzahl Freischärler kommen hörte und den Ruf eines derselben vernahm: „Laßt uns den da vor uns zusammenhauen, das ist der verfluchte Reactionär und Pfaffenknecht Schlosser vom Stift Neuburg!" Schlosser drehte sich ruhig um und sagte dem Schreier, er irre sich in seiner Person, er sei nicht der Schlosser, welcher das Stift Neuburg besitze, sondern der Heidelberger Geschichtsprofessor dieses Namens: worauf die Leute ihn ehrerbietig grüßten und weiter zogen. Derjenige, mit welchem man ihn verwechselt hatte, war der schon längst katholisch gewordene Rath Schlosser von Frankfurt, welcher Sommers das Stift Neuburg bei Heidelberg bewohnte, daselbst oft die Häupter der ultramontanen Partei zu Gästen hatte, und natürlich von den Revolutionären sehr gehaßt wurde. Am 27. Juni schrieb mir Schlosser wieder: „Es ist, lieber Herr Professor, mit der Politik wie mit der Cholera: ihre Wuth ist nicht zu besänftigen; das ganze badische Land, Männer und Weiber würde das Hecker-

Lied singen, wie die Truppen den Rücken wendeten; offenbar kolossale Lügen finden unbedingten Glauben, wenn sie dem Schwindel günstig sind. Uebrigens haben sich die Badener Freischärler und Soldaten im Ganzen sehr gut betragen, und waren mit Allem zufrieden (die Preußen nicht so *); aber die Führer, die Regierung, die Karlsruher constituirende Versammlung, das Gesindel aus fremden Ländern, Schweizer, Franzosen, Polen, Ungarn, die Schlöffel's, die Metternich's und andere Frevler waren schauderhaft."

Am 15. Juli 1849 meldete Schlosser, dessen brustleidende herangewachsene Adoptiv-Tochter damals in Ems zur Kur war, mir Folgendes: „Die Nachrichten aus Ems, Pfeufer's (Professor's der Pathologie in Heidelberg) Urtheil und das des Emser Arztes lassen uns keine Hoffnung. Wir weinen viel; aber es ist ja Gottes Wille, möge dieser und nicht der meine geschehen!" Was damals gefürchtet wurde, trat bald ein. Am 16. August schrieb Schlosser: „Verzeihen Sie, werther Herr Professor, daß ich Ihnen auf Ihren gütigen letzten Brief so spät antworte; es war mir aber unmöglich, weil ich den größten Verlust erlitten, den ein Greis von meinen Jahren in diesem irdischen Leben erleiden kann, und eine Wunde erhalten, die nie mehr heilen wird. Ich scheue jede Berührung mit Einem, der das Mädchen gekannt hat, weil seit vielen Wochen jede Erinnerung an das Kind mich in tiefe Betrübniß versetzt und mich weinen macht, oft wenn ich ganz allein bin. Ich breche deshalb auch ab, weil ich nicht im Stande sein würde, den Brief zu Ende zu schreiben. Auch der politische und moralische Zustand rund um mich her, in Baden, in ganz Deutschland, in Italien, Frankreich, Ungarn und wo nicht? betrübt mich, weil ich leider nie dahin gekommen bin, die Sachen blos mit dem Verstande aufzufassen, wie man eigentlich sollte. Mein Herz leidet immer unendlich. Die Natur, Contemplation, Wissenschaft und Einsamkeit und vor Allem das Bewußtsein göttlichen und ewigen

*) Im Oktober dagegen schrieb er: „Die preußischen Truppen betragen sich musterhaft."

Wesens in uns und in allem Gebrechlichen und Endlichen der Außenwelt hält mich aufrecht; Berührung mit Menschen betrübt mich, denn ich sehe überall Egoismus und Eitelkeit ..... Gott bewahre Sie vor einem ähnlichen Schicksale, wie das ist, was mich betroffen hat." Als Schlosser mir im September neues Manuscript zur Weltgeschichte sandte, schrieb er: „Mich drückt immer noch von Zeit zu Zeit tiefer Schmerz. Dieses Mal war es eine Wohlthat, daß ich eine Arbeit hatte, die mich ganz in Anspruch nahm: ich mußte vergessen, was nun einmal nicht zu ändern ist. Man wollte durchaus, ich sollte reisen; aber abgesehen davon, daß ich für die nächste Lieferung mein Wort gegeben habe und jede Minute brauche, denke ich: Et post equitem sedet atra cura, und befinde mich bei dem pedantischen täglichen Gang meines Lebens am besten. Mit Carové hatten Sie ganz Recht *). Er war dieser Tage mit einem sehr gescheidten Franzosen bei mir, der lachte aber mit Recht über die Chimären-Brüter."

Als im Januar 1850 die Verleger der Weltgeschichte den Wunsch ausgesprochen hatten, daß, während Schlosser noch einige Bände über das 15. bis 17. Jahrhundert abzufassen hatte, einstweilen und neben diesen die von mir zu bearbeitende Geschichte des 18. Jahrhunderts erscheinen möchte, schrieb Schlosser: „Ich bin als wissenschaftlicher Mann durchaus anderer Meinung, als die Verleger, die als Kaufleute Recht haben. Diese meinten, das 18. Jahrhundert könne vor dem 17. erscheinen; darin werde ich nie und unter keiner Bedingung einwilligen. Ich bin der Meinung, daß es die Speculation auf den Zeitgeist ist, welche unsere ganze Literatur jetzt zu Grunde richtet. Ich will entweder meinen Weg gehen oder gar nicht schreiben. Ich schreibe das Buch um meinetwillen, nicht um damit zu handeln oder auch dem unwissenden Publikum zu dienen. Ich könnte vor Beendigung des 17. Jahr-

---

*) Dieser hatte mich angegangen, Mitglied des Comité's für den bald nachher in Frankfurt gehaltenen Friedens-Congreß zu werden; ich hatte es aber abgelehnt, weil auch ich diese Sache für eine Chimäre hielt.

hunderts sterben, das würde mir bitterer Schmerz sein, abgesehen davon, daß das Vorausschicken des 18. Jahrhunderts dem Publikum als ein Kniff erschiene, mit dem ich nichts zu thun haben will. Ich hoffe, Sie werden aus diesen Andeutungen das errathen, was die Herren nicht verstehen würden, und Sie werden gewiß die Güte haben, zu bewirken, daß die Sache bleibt, wie sie ist. Sagen Sie blos, Sie kenneten mich, ich würde es schlechterdings nicht zugeben. Aut sic, aut omnino non. Virtus meritam laudem tribuit uni, ingentes oculo irretorto qui spectat acervos. Entweder mein Wein verkauft sich nicht, dann bringe ich ihn nicht zu Markt, einen Strohkranz stecke ich nicht auf, oder er verkauft sich, dann heißt es: Vinum vendibile non eget suspensa hedera. Ich bin ohne alles Speculations-Talent reich geworden."

Im Januar 1850 hatte ich an Schlosser gelegentlich einige Worte darüber geschrieben, daß der Frankfurter Senat die seit 1848 bestandene städtische constituirende Versammlung gewaltsam aufgelöst habe. Ich hatte dabei ausgesprochen: „Die übermüthige Freude, welche dieser Schritt des Senats erweckt hat, erschreckt mich: es sieht doch schlimm mit dem sittlichen Gefühle der Menschen aus, wenn eine Sache, welche, obgleich nothwendig, doch immer eine starke Verletzung des Rechtes war, nicht mit ruhigem Ernste, sondern mit Frohlocken aufgenommen wird." Hierauf antwortete Schlosser: „Es freut mich recht, daß wir über die Frankfurter das Gleiche denken; denn gerade das, was Sie mir schrieben, fiel mir ein, sobald ich sah, wie breit sie sich machen." Da Schlosser bei dieser Gelegenheit wider seine Gewohnheit kein tadelndes Wort über jene Rechtsverletzung aussprach, so könnte man hieraus, wie aus seiner schlechten Meinung von den constituirenden Versammlungen jener Zeit und aus seiner (freilich keineswegs unbedingt) bewundernden Anerkennung dessen, was einst Richelieu für die Einheit, Macht und Größe seiner Nation gethan hatte, vielleicht den Schluß ziehen, Schlosser würde, wenn er ein Jahrzent länger gelebt hätte, kein unversöhnlicher Widersacher des seit 1866 in Deutschland Geschehenen gewesen

sein. Allein dieser Schluß würde doch immer ein sehr großes Wagniß sein, weil überhaupt kaum jemals möglich ist, mit einiger Sicherheit darüber zu urtheilen, welche Stellung ein Mann, wenn er noch länger am Leben geblieben wäre, dem nach seinem Tode Geschehenen gegenüber eingenommen haben würde. Gervinus hat in Betreff Dahlmann's und der Brüder Grimm dies zu thun gewagt; es ist ihm aber durch Hermann Grimm wenigstens in Betreff des Ersteren ein Fehlschluß nachgewiesen worden.

Im Februar 1850 hatte ich Schlosser, welcher damals an der spanischen Geschichte des 15. Jahrhunderts arbeitete, darauf aufmerksam gemacht, daß diese Arbeit etwas zu ausführlich werde und zu viel von dem Raume, welcher für den betreffenden Theil der Weltgeschichte in Aussicht genommen worden war, erfordern werde. „Sie nehmen mir — hatte ich geschrieben — gewiß nicht übel, daß ich dies sage. Auch beruht meine Ansicht nicht darauf, daß ich den Verlegern Raum gewinnen möchte, sondern vielmehr darauf, daß es mir vorkommt, als wenn diese Zeit der spanischen Geschichte an und für sich selbst zum Theil aus Wiederholungen von einander ähnlichen Bewegungen und Ereignissen bestehe und deshalb kürzer gefaßt werden könne.“ Schlosser antwortete: „Ihr Brief hat mich überrascht, weil ich dachte, daß noch mehr Raum da wäre, von welchem ich wenigstens noch für zwanzig zu sendende Bogen bedarf. Ich möchte Sie bitten, das Spanische in einen Auszug zu bringen und z. B. den ganzen Krieg mit Barcelona in zwei Worte zu fassen. Sehen muß ich aber den Auszug, theils weil ich nicht weiter arbeiten kann, ehe ich gesehen habe, was übrig bleibt und ob ich meinen Rest über Spanien daran reihen kann, theils weil ich, je nachdem die Sache gefaßt ist, meine Idee anders richten muß. Es wird das vielleicht etwas aufhalten; aber das schadet nicht, ich werde doch nicht mehr sehr eilen. Glauben Sie aber nicht, daß ich meinte, es läge irgendwo oder an Ihnen. Es liegt pure in der Sache, für die ich zu alt bin.“ Am folgenden Tage schrieb Schlosser, guter Rath komme über Nacht, und er sehe

nun ein, daß das Manuscript sich so, wie ich angegeben hatte, abkürzen lasse. „Bei der Abkürzung, die sehr stark sein muß — schrieb er — bitte ich Sie zu berücksichtigen, daß ich nicht für Kinder oder Dilettanten schreibe, daß also meine Absicht war, überall nachzuweisen, wohin die Pairieen des Mittelalters führten, und wie alle großen Regenten ohne Unterschied mit ihnen zu streiten hatten. Das ist die Hauptsache bei Heinrich VII., bei Ludwig XI. und bei Ferdinand dem Katholischen; die Verwirrung unter Johann II. und Heinrich IV. ist die Vorrede, Ferdinand's des Katholischen Regierung ist der Text. Das macht auch Alvaro de Luna, dessen Geschichte eine der bedeutendsten des ganzen Mittelalters ist, zum großen Mann."

2. Juni 1850: „Es ist mir lieb, daß meine Arbeiten im Gang sind; denn ich versichere Ihnen, wie ich unsere gegenwärtige Zeit und Bildung und Literatur betrachte, würde ich nicht den Muth haben, eine Arbeit anzufangen. So sehr ist in den letzten sechs Jahren Alles anders geworden und die Schüler gesunken. Man kann sich aber doch irren: wie lange habe ich schon alle Semester aufhören wollen zu lesen, und doch wird immer etwas gewirkt. Das ist mir aber zu wenig."

Bald nachher hatte ich in Betreff neu gesendeten Manuscriptes geschrieben: mir scheine in demselben ebenfalls eine größere Kürze wünschenswerth, namentlich in den bretagnischen Geschichten des 15. Jahrhunderts und bei den deutschen Angelegenheiten in Friedrich's III. letzter Zeit, weil jedes von Beiden doch immer wieder den nämlichen Charakter habe und auf ziemlich eine und dieselbe Belehrung hinauslaufe. Er antwortete: „Sie haben in dem, was Sie schreiben, in Beziehung auf das Werk, wie es nach außen hin einmal entworfen ist, allerdings Recht und vielleicht in Beziehung auf die Zeit und ihre Richtung durchaus Recht; mir thut es jedoch leid, statt eines Buches ein Skelett geben zu müssen. Damit Sie sehen, daß ich sehr gern Ihren Rath befolgen möchte, so ersuche ich Sie, an den Stellen, wo Sie Abkürzung nöthig

finden, diese eintreten zu lassen, mir aber gefälligst vor dem Druck das Abgekürzte mit meinem Urtexte noch einmal zuzusenden. Sie sehen, daß, da ein Entwurf des Ganzen ohne Rücksicht auf Bände- und Bogenzahl in meinem Kopfe existirt, es für mich, um Vergnügen an der Arbeit zu behalten, von der größten Bedeutung ist, daß gewisse Thatsachen dem denkenden Leser, nicht dem lesenden Publikum vorliegen. Wenn die Bogen, welche Sie in Händen haben, schon neun Druckbogen ausmachen, dann muß allerdings Manches cassirt werden. Es wird am besten sein, wenn wir es machen, wie ich gesagt habe. Sehen und vergleichen möchte ich aber doch die Bogen gern, gerade weil leicht die Originalität (nicht Schönheit oder Richtigkeit, die würden gewiß gewinnen) des Vortrags und Styles, was reine Individualität ist, leiden könnte. Ich danke Ihnen übrigens für Ihre Erinnerung und werde Ihnen für jede ähnliche danken."

Am 10. Juli 1850 schrieb Schlosser in Betreff gewisser von mir gemachten Abkürzungen: „Ich habe die Sache ganz in der Ordnung gefunden. Hier und da würde ich vielleicht einiges Specielle gerettet haben, wenn ich nicht fürchtete, weil der Gebrauch von Einzelnheiten meine Kunst und meine Methode ist, die zu einem großartigen Styl gar nicht paßt (diesen verschmähe ich aber deshalb auch), ich möchte Doctrinär und eingebildeter Gelehrter werden, wenn ich nicht andere Leute hörte." Früher hatte er einmal geschrieben: „Ich habe in Ihren Auszug an zwei Stellen eine Kleinigkeit von Besonderheiten eingeschoben; das ist blos meiner Methode wegen geschehen, durch einzelne Winke, Notizen, Besonderheiten einen Wink zu geben, daß man es nicht mit einem Compendienschreiber zu thun hat. Sie werden mich schon verstehen."

Als Schlosser im August 1850 eine größere Reise antrat, schrieb ich ihm, ich würde am Inhalt seines von mir durchzusehenden Manuscriptes da, wo ich etwa anstoßen dürfte, lieber nichts ändern, weil ich nicht bei ihm anfragen könnte, antwortete

er: „Ich bitte Sie, dies nicht zu thun, sondern lieber den Punct leise wegzuräumen oder, wenn es ein Speciale ist, wegzulassen. Besser nicht, als irrig; ich habe es nicht so weit gebracht, daß ich mich für unfehlbar halte."

4. November 1850: „Ich versichere Ihnen, ich sehe die Lage und die Richtung und Demoralisation der Zeit auch in Deutschland mit solcher Betrübniß an, daß ich mir in einer von mir auf der Reise ausgesuchten Gegend ein Gütchen kaufen und mich dahin zurückziehen würde, wenn ich nicht nach reiflicher Ueberlegung gefunden hätte, daß ich nur in und durch die Arbeit lebe, die ich nur in meinem Vaterlande und nur in Heidelberg ausführen kann. Ich arbeite um so ruhiger, da ich nur um zu arbeiten arbeite und der Effect, die Zahl der Leser u. s. w. mir ganz gleichgültig ist."

Ende November 1850 hatten die Verleger Schlosser dringend gebeten, die Erscheinung des im Druck befindlichen Bandes zu beschleunigen, sowie das von ihm noch weiter zu Verfassende weniger ausführlich zu machen. Er hatte ihnen in sehr ungehaltenem Tone geantwortet, und schrieb mir am 14. December: „Mein Brief (an die Verleger) war ein Ausbruch meines Zornes, weil die Herren mir von Subscribenten, von 60,000 fl., von der Erscheinung nur eines einzigen Bandes im Jahre 1850 schrieben. Sie sollten Gott danken, daß sie einen Mann zum Verfasser haben, der ein so bedeutendes Vermögen besitzt wie ich, der also der Speculation nicht bedarf und diese sogar haßt, nichtsdestoweniger aber von 7½ Morgens bis 9 Uhr nichts treibt als eine Sache, die im Grunde nicht nach seinem Sinne ist, weil er sich nicht gehen lassen kann. Wie ist es möglich, die Geschichte der interessantesten Zeit des neueren Europa (der Reformations-Zeit) aus dem Aermel zu schütteln oder sie, wie die Schönschreiber das Vaterunser auf ein Stück Papier wie ein Kreuzer groß bringen, auf ein einzig Blatt zu schreiben? Man kann das; aber gerade die Art das Detail beizufügen und als Beweis zu gebrauchen, ist meine Stärke.

Ob man das versteht oder nicht, ist mir gleichgültig; ich habe in meinem Alter für Ruhm gar keinen Sinn mehr, und an Geld fehlt es mir nicht, ich brauche nicht mehr zu erwerben.“ (Schlosser hatte, wie ich gelegentlich bemerke, nicht blos eine reiche Frau, sondern er hatte auch, bei aller seiner Freigebigkeit, für sich allein ein bedeutendes Vermögen erworben, weil er einfach lebte; für die acht Bände der beiden letzten Ausgaben des 18. Jahrhunderts allein hatte er ein Honorar von 77 Gulden oder 44 Thalern per Bogen erhalten.)

6. Januar 1851: „Wenn doch N. N. (ein Freund Schlosser's in Frankfurt) das politische Treiben aufgäbe, das ganz nichtig ist; denn jetzt gilt blos Gewalt, Wohlthun kann man aber im Stillen besser.“

Im Januar 1851 hatte ich Schlosser'n den Verlust eines theuren Kindes angezeigt. Er schrieb mir umgehend Folgendes: „Ihr Brief hat mich und meine Frau tief erschüttert um Ihretwillen, weil ich mir Ihren und Ihrer Frau Schmerz recht lebhaft vorstelle, und auch um unsertwillen, weil unsere verharschte Wunde sehr heftig wieder aufgerissen wurde. Sagen Sie Ihrer Frau, welchen lebhaften Antheil ich an dem Verluste nehme. Die Zeit allein kann dergleichen Wunden heilen, aber es bleibt die Stelle immer wund. Ich will Ihnen herzlich wünschen, daß der Anblick der beiden andern Kinder bei Ihnen die trüben Empfindungen nicht aufkommen lasse, die manchmal unwillkürlich in mir aufsteigen. Und doch bin ich noch sehr glücklich; denn das Mädchen, das wir nachher zu uns genommen, ist das sanfteste, frömmste Geschöpf in der Welt und hängt recht innig an uns.“ Dieser Brief war von einem ebenso freundlichen der Gattin Schlosser's begleitet.

13. März 1851, als die Verleger sich über den voraussichtlich zu groß werdenden Umfang des Werkes beschwert hatten: „Es sollen jetzt auf keinen Fall mehr als vier Bände folgen; ich muß aber bei der Ausführung ganz allein einer Inspiration oder, wenn

Sie lieber wollen, einem Instinct folgen; reflectire ich, so wird es schlecht. Ich denke also, ich lasse mich von dem, was Socrates seinen Genius nennt, treiben, reflectire erst, wenn ich im 14. Bande stehe, und lasse dann so viel weg als nöthig ist. Was man dann hat, ist doch dann meiner Idee angemessen. Verführe ich anders, so würde aus meinem Buche ein Skelett."

16. Juni 1851: „Ich sehe aus Ihrem letzten Briefe, daß Ihre Gesundheit noch immer nicht so fest ist, als ich wünsche. Schonen Sie Ihre Gesundheit und arbeiten Sie mäßig; Sie haben keine friesischen Nerven wie ich."

Am 17. Januar 1852 sprach Schlosser sich über Gervinus Einleitung in die Geschichte der neuesten Zeit und über das deshalb gegen denselben eingeleitete gerichtliche Verfahren folgendermaßen aus: „Gervinus Pamphlet (denn das ist es doch, Geschichte ist so etwas nicht) gefällt mir gar nicht, und ich habe es nicht einmal gelesen, sondern nur hineingesehen und es gleich weggeworfen, wie ich den alten Propheten-Ton der Doctrinärs darin fand; aber das Verfahren gegen Buch und Verfasser ist unerhört schändlich, tückisch und obendrein dumm und gegen den Zweck der Conspiranten, da das Buch ohne die Verfolgung rein zu Boden gefallen wäre und seinen Verfasser lächerlich gemacht hätte. Die Verfolgung rührt nicht von dem Spanier Uria, der hier Stadtdirector ist, von der Polizei oder vom Ministerium her, sondern von elenden Menschen wie . . . ., die, wie ich höre, eine geschlossene Gesellschaft für den Ultramontanismus und Absolutismus bilden. Ich weiß jedoch von Allem nur durch Hörensagen. Alle jene Herren waren in der deutschen Zeitung angegriffen, sie üben elende Rache, wie sie selbst elend sind." Am 19. Februar erklärte Schlosser weiter: „Mit Gervinus (mit welchem er einige Zeit zerfallen gewesen war) habe ich wieder angeknüpft. Einem Mann wie Gervinus hätten unsere Ultramontanen keinen größeren Dienst thun können, als sie ihm durch die Anklage gethan haben. Er wird jetzt fast täglich in allen in- und ausländischen Zeitungen

besprochen und belobt. Ich halte die „Daily News“, darin finde ich jede Woche einige Columnen über ihn, und er wird über Thaten und Leistungen und Lehren an der Universität gepriesen, zu denen er selbst gewiß den Kopf schütteln wird. Aber so wird man berühmt; denn wer weiß oder bekümmert sich in Frankreich oder England darum, was Wahres an der Sache ist?“

Am 18. September 1852 antwortete Schlosser in Betreff einiger von mir gemachten Aenderungen in seinem Manuscript: „Ich danke Ihnen für die Art, wie Sie die Aenderungen gemacht haben. Was die Sache selbst angeht, so muß ich Sie daran erinnern, daß ich in Rücksicht der Ausführlichkeit weniger irgend eine Regel, als mein Urtheil über das, was die Zeit, die Umstände und der herrschende Geist fordern, im Auge habe. Sie werden daher in den nächstens Ihnen zu sendenden Bogen sehen, daß ich über das Treiben der Jesuiten in Ungarn, in Siebenbürgen und im Reich sehr ausführlich bin und doch die Geschichte bis 1607 führe.“

13. Oktober 1853: „Wenn Sie den Schöff Neuburg gelegentlich sehen, sagen Sie ihm: er hätte einem Neven von mir unrecht berichtet, daß ich 75 Jahre alt wäre, ich würde in vier Wochen in mein 78. treten; da er Bürgermeister wäre und es jetzt für einen Historiker eine große Freude wäre, recht alt zu sein, so hätte ich Ihnen den Auftrag gegeben, mein Alter officiell zu constatiren.“

Als ich im November 1854 die von mir verfaßte Vorrede zu dem das 18. Jahrhundert eröffnenden Bande der Weltgeschichte an Schlosser zur Einsicht geschickt hatte, antwortete er am 13. November: „Was die Vorrede angeht, so habe ich durchaus nichts zu erinnern. Was Sie dort ausgestrichen finden, geht mich ganz allein an, und ich habe es nur weggestrichen, weil Freitag (17. November) mein 79. Geburtstag ist und ich gern so still und anspruchslos die Reise aus dieser Welt, zu der ich mich täglich anschicke, antreten möchte, als ich in diese Welt gekommen bin.

So sehr ich Feind alles Faselns, Phraselns, Festelns und Gratulirens bin, so kann ich Ihnen versichern, lieber Herr Professor, daß gewiß sehr wenige Menschen öfter und ernster an ihr Ende und an die Eitelkeit alles menschlichen Treibens denken, als ich. Ich thue auch das ganz als Historiker, d. h. gar nicht aufs Künftige, sondern aufs Vergangene blickend. Da mir Fortuna seu melior Fortuna Deus, als ich von Allen und besonders von mir selbst verlassen war, seit 38 Jahren mehr Gutes hat zu Theil werden lassen, als ich hoffen oder nur wünschen durfte, so sinke ich freudig in den Schoos zurück, aus dem ich vor 79 Jahren hervorging, sei es nun Schoos der Natur oder der Gottheit. Ich war sehr arm und mußte mich elend durchschlagen, ich habe aber von niemand Wohlthaten angenommen. Das machte mich stolz und Menschen-verachtend, gewiß nicht mein späterer Reichthum oder der Beifall der Menschen, dessen Nichtigkeit niemand besser erkennt, als ich."

Im Februar 1855 sandte Schlosser mir einen Theil meiner Bearbeitung des 18. Jahrhundert, den er durchgesehen hatte, zurück, und begleitete die Sendung mit den unser beiderseitiges Verhältniß zu dieser Bearbeitung andeutenden Worten: „Es scheint mir, daß Sie durchaus den rechten Weg eingeschlagen und dabei, wie ich wünschte, Ihre eigene Manier befolgt haben. Das Ganze habe ich mit Vergnügen gelesen; wenn ich Einiges vermisse, so liegt dies nicht an Ihnen, sondern ganz allein an der Natur des Unternehmens. Ich glaube, daß das Publikum mit der Arbeit zufrieden sein wird und zufrieden sein kann."

3. April 1855: „Haben Sie Karl Vogt's Köhlerglauben und Wissenschaft gelesen? Moleschott arbeitet jetzt an der zweiten Ausgabe seines Kreislaufes des Lebens, und unsere Theologen hier an neuen symbolischen Büchern; einer von ihnen läßt die jungen Leute über die Lehre vom Teufel predigen."

18. Juni 1855: „Sie wissen, wie sehr ich alle Ehre und alles Lob der Menschen meide und scheue; doch hat mir diesmal

Gervinus mit seiner Pietät und Dedication (— der Geschichte des 19. Jahrhunderts —) größere Freude gemacht, als ich seit vielen Jahren erfahren habe. Ich sehe doch, daß er eine noble Natur ist."

21. Juni 1855: „Ich glaube jetzt, woran ich oft zweifelte, daß das von Ihnen bearbeitete 18. Jahrhundert in dieser Gestalt und Kürze besonders unter denen sehr heilsam wirken wird, die das größere Werk nicht lesen können."

19. November 1855: „Sie erhalten hierbei das dritte Heft Ihres Manuscriptes durchgesehen zurück. Ich lege auch meine Phantasterei über Dante bei, weil ich sie an meine Freunde als Andenken vertheile; anfangen werden Sie damit nicht viel können." Ich antwortete: „Mit diesem Buche werden Sie Vielen eine Freude machen, besonders aber Ihren Freunden und Schülern. Diese werden sich besonders der ersten Kapitel freuen, welche neu für sie sind, und noch mehr als den Dante allein erschließen. Für mich hat das Buch noch einen ganz besonderen Werth dadurch, daß seine äußere Entstehung mich lebhaft an die schönste Zeit meines Lebens erinnert, wo ein nicht kleiner Kreis von Studirenden in Heidelberg von einer innigen, aber keineswegs phantastischen Begeisterung oder richtiger von einem schönen Streben beseelt war, dessen Nachwirkungen bei allen denen, die ich je wieder sah, sich auch noch in späteren Jahren erhalten haben."

30. Juni 1856: „Ich bin jetzt damit beschäftigt, Alles zu studiren, was später als die dritte Auflage meines 18. Jahrhunderts erschienen ist, besonders den dritten Theil von Häusser's Geschichte, die neun Bände der Mémoires du roi Joseph und den siebenten bis dreizehnten Theil von Thiers. Das Letztere ist ein elendes Buch; die Mémoires sind zwar ebenfalls das Machwerk eines Franzosen, die Correspondance ist aber sehr brauchbar. Welch elende Menschen sind doch die Helden und ihre Bewunderer!"

9. August 1856: „Wie freue ich mich, daß ich mit der gegenwärtigen Generation nichts mehr zu verhandeln, zu thun, zu schreiben

ist die Lectüre historischer Werke fruchtlos." Nach Beifall und Ruhm hat Schlosser niemals gestrebt, so wie um dessentwillen niemals ein Wort geschrieben; aber die deutsche Nation hat schon dreißig Jahre vor seinem Tode ihn als eine ihrer wissenschaftlichen Größen anerkannt, und er brauchte nicht, wie Friedrich Rückert, die traurigen Worte sprechen:

Einst, wann Seel' und Leib sich trennen,
Sieht mein Auge noch und bricht,
Daß mein Volk es wird erkennen,
Wen es hatt' und wußt' es nicht.